

Buchbesprechungen

Anthroposophen in der Nazizeit

ANSGAR MARTINS: **Hans Büchenbacher: Erinnerungen. Zugleich eine Studie zur Geschichte der Anthroposophie im Nationalsozialismus**, Info3-Verlag, Frankfurt 2014, 483 Seiten, 26 EUR.

Der Verlag verdient Dank, dass endlich die zeitgeschichtlich wichtigen Büchenbacher-Erinnerungen öffentlich erhältlich sind. Bisher wurden sie nur bruchstückhaft oder als Typoskript weitergereicht. Dieser leidgeprägte Bericht macht nur einen kleinen Teil des Buches aus (ca. 80 von 483 Seiten).

Hans Büchenbacher war Offizier im Ersten Weltkrieg, Musiker und Philosoph. Rudolf Steiner berief ihn als anthroposophischen Vortragsredner, und ihm war es in München 1922 zu verdanken, dass Steiner bei dem legendären Angriff in München vor rechtsradikalen Schlägern geschützt und heil aus der Stadt gebracht wurde. Es war auf seine Initiative, dass angesichts der Konflikte zwischen Jung und Alt 1923 die »Freie Anthroposophische Gesellschaft« gegründet wurde. Von 1931 bis 1934 Vorstandsmitglied der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland, bemerkte er erschreckt, dass ein großer Teil der deutschen Anthroposophen sich vom Nationalsozialismus angezogen fühlte. Er gewann den Eindruck, dass man ihn – einen Weltkriegsoffizier und »Halbjuden« – gern losgeworden wäre. Und so gab er seine Ämter innerhalb der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland auf. Auch in Dornach musste er ein positives Urteil über den Nationalsozialismus bei Günther Wachsmuth und Marie Steiner vorfinden. Letztere war nach Rudolf Steiners Tod stark von Roman Boos' Emotionen geprägt. Büchenbacher wurde ausgegrenzt.

Nach dem Krieg versuchten Dornacher Anthroposophen, ihn wieder in leitende Positionen zu holen. Das wirkte für Büchenbacher fast wie ein Preisangebot für sein Stillschweigen. Als man aber merkte, dass er ohnehin über »Dornachs« zweideutige Haltung zum Nationalso-

zialismus nicht zu Gericht zu sitzen gedachte, wurde er nicht mehr umworben. Dennoch hat er auch nach dem Krieg im Goetheanum und anderswo die Verbindung von sauber gedachter Philosophie und anthroposophischer Esoterik in Vorträgen und Arbeitskreisen vorbildlich gepflegt.

Der erste, titelgebende Teil des Buches (schon mit sorgfältig erarbeiteten Fußnoten versehen) liegt nun also vor und sollte mit Anteilnahme gelesen werden, auch wenn Büchenbacher gelegentlich Behauptungen wiedergibt, die sich nicht erhärten lassen und zum Teil vom Herausgeber Ansgar Martins widerlegt werden, zum Teil aber nicht. Davon später.

Büchenbacher schreibt über den Jahresanfang 1934: »Ich konnte aber in dieser Zeit dann doch noch in vielen deutschen Zweigen Mitglieder [und öffentliche] Vorträge halten und dabei konstatieren, dass ungefähr 2/3 der Mitglieder mehr oder weniger positiv zum Nationalsozialismus sich orientierten.« Diese Vermutung hat leider sehr viel für sich, auch wenn viele Anthroposophen sich späterhin angesichts des drohenden Verbotes der deutschen Landesgesellschaft nun als naziverfolgt sahen.

Den Hauptteil des Buches bilden Anhänge aus der Feder des Herausgebers, mit fast unzähligen Fußnoten versehen. Sie geben einen reichhaltig differenzierten und gut gegliederten Kommentar. Der ungewöhnlich junge Verfasser richtet nicht vom hohen Ross des Spätgeborenen über die irrenden Früheren. Martins hat fast immer sauber unterschieden, was Rudolf Steiner selber gesagt hat, der ja nicht mehr im Berichtszeitraum 1933-45 gelebt hat, und was einzelne Anthroposophen gemeint haben. Auch die verschiedenen Formen eines »Deutschtum«-

die Drei 7-8/2014

Begriffes und des Antisemitismus hat er meist ordentlich getrennt und enorm viel Material verarbeitet. Die fünf Anhänge umfassen eine Kurzbiografie Büchenbachers, die komplizierte Wechselwirkung von »rechter« und »linker« Anthroposophie und sozialer Dreigliederung, deren Spiegelungen innerhalb der anthroposophischen Streitigkeiten der 30er Jahre, das Lavieren vieler deutscher Anthroposophen im Dritten Reich und die schwierige Begriffsbestimmung des »Deutschtums« und des »Judentums« und die Schicksale jüdischer Anthroposophen.

Dennoch einige Einwände: Martins hat offensichtlich Teil II der Memoiren des Büchenbacher-Sohnes Hans Ludwig nicht gekannt (Hans Ludwig Büchenbacher: *Karmische Fäden I+II*, Raisdorf 1995). Dort wird (über die persönliche Betroffenheit hinaus) die überbordende Egozentrik des Vaters dargestellt. Ich meine, dass diese Selbstbezogenheit (auch wenn ich große Empathie für Büchenbachers Leid hege) auch die hier vorgelegten Erinnerungen und Urteile verdüstert.

Es gibt eine Reihe damaliger Urteile von Anthroposophen über »das Judentum«, die Martins mit Recht kritisiert. Auch wenn man sie Rudolf Steiner nicht generell unterschreiben sollte: Martins schildert, dass Steiner zeitweise meinte (trotz seines frühen Eintretens gegen einen vernichtungslüsternden Antisemitismus, wie auch noch im Büchenbacher-Text auf S. 53 bezeugt), die Juden hätten in ihrem Gruppencharakter keine Daseinsnotwendigkeit mehr, sondern sollten kulturell aufgehen in der individualisierten Menschheit. Dies stimmt m.E. damit zusammen, dass Steiner ohnehin *alle* Nationalcharaktere für Überwindungsbedürftig hielt.

Nebenbei: Steiner hat meines Wissens nie ein höheres Hellsehen für sich in Anspruch genommen, wenn es um Zeitfragen oder ihn selber ging; das wäre auch ethisch unerlaubt. Er sah sich hier selber noch irrtumsfähiger als sonst. Sein oft apodiktischer Stil – vor allem in den natürlich verkürzenden Vortragsnachschriften – mag darüber hinwegtäuschen, wie bescheiden und selbstkritisch Steiner sein konnte.

Martins schreibt Friedrich Rittelmeyer – vor

allem in Bezug auf dessen Buch *Deutschtum* – einen latenten Antisemitismus und eine deutschnationale Haltung zu. Da steckt gerade bei Rittelmeyer ein Verständnisproblem. Er hat oft die (vielleicht vermeintlichen) Ideale der Andersdenkenden erst einmal positiv aufzugreifen und dann zu wandeln versucht. Das hat ihn bekanntlich in einen massiven Konflikt auch mit Steiner gebracht: Jürgen von Grone wurde als Redakteur der Wochenschrift *Anthroposophie* abgesetzt, weil er Rittelmeyer Raum gegeben hatte, einem Gegner (Lempp) zu entgegenkommend zu antworten. Dies Naturell brachte ihn dazu, oft gegenüber den Nazis nachgiebiger zu erscheinen, als es der Fall war.

Überhaupt scheint mir Rittelmeyers »Deutschtum«-Begriff durch Martins arg verallgemeinert zu werden. Rittelmeyer war – wie Martins richtig beschreibt – stark von Fichtes Deutschtum-Ideal durchdrungen, aber ohne dessen Militanz. Er hat ähnlich wie Goethe und Schiller in den *Xenien* gemeint, dass man nur deutsch sein könne, wenn man auf das Politische (und damit auch Militärische) radikal verzichtet. So verstehe ich auch die ominöse Rittelmeyer-Antwort auf die Frage eines Nationalsozialisten, warum er nicht für den Nationalsozialismus entflammt sei, dass dieser ihm »zu wenig deutsch« sei.

Deshalb war Rittelmeyer – trotz seiner verwirrend wirkenden Klischees über das »Judentum« – auch dagegen, die Juden 1938 aus der Wiener Gemeinde auszuschließen. Das war ihm so wichtig, dass er das Verbot der Christengemeinschaft dafür hinzunehmen bereit war. Reinhard Wagner, der deshalb von Wien zu einem letzten Gespräch mit dem sterbenden Rittelmeyer nach Hamburg reiste, hat das mehrfach bezeugt.

Eine Behauptung Büchenbachers (S. 55f., bei Martins, S. 212 u. 340 bekräftigt) darf aber nicht stehenbleiben: Eduard Lenz und Alfred Heidenreich haben 1936 ganz gewiss nicht die Neugründung einer Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland angestrebt, die dem Staat genehmer sei. Für eine derart gravierende Behauptung ist mir Büchenbachers Anekdote aus Prag als einzige Quelle viel zu dünn. Ich kenne Lenz' ungewöhnlich wache, von Anfang

an nazikritische Haltung aus seinen politischen Kommentaren im Priesterrundbrief. Und Heidenreichs Beteiligung wäre sowieso absurd gewesen, weil er längst in London wirkte und Deutschland nur besuchte, um bei der Abwehr eines Verbots der Christengemeinschaft zu helfen. Büchenbacher hat die Christengemeinschaft zeitlebens nicht geschätzt und möglicherweise Lenz voreingenommen gehört. (Wieso er einst gegenüber Steiner die Möglichkeit ansprach, Priester zu werden, darüber könnte ich spekulieren, aber das gehört wohl nicht hierher).

Die ehrabschneidende Unterstellung Büchenbachers (S. 70f), Herbert Hahn habe das ihm anvertraute Vermögen seines jüdischen Freundes Rosenthal nach dem Kriege nicht zurückzahlen wollen, scheint mir zu schwach auf Hörensagen begründet. Schade, dass Martins dies in seinem Kommentar S. 413 fast bestätigt. So werden aus möglicherweise haltlosen Gerüchten beim nächsten Zitat scheinbar diskutabile Fragen.

Martins ist selber solch einem Vorgang aufgesessen: Helmut Zander meint, Ita Wegman sei wohl Rudolf Steiners Geliebte gewesen. Dabei stützt er sich auf keine haltbaren Quellen, wie er später auf Podien selber zugab. Martins kann aber dies als scheinbar diskutabile Frage (S. 240) weiterverwenden. So werden aus Gerüchten fast Fakten.

Genug der Einwände: Ich teile Martins' Meinung, dass die Anthroposophen sich viel zu sehr mit sich selber beschäftigt und dadurch überschätzt haben, so dass sie blind (und nicht etwa bloß ohnmächtig) waren angesichts der Nazi-Verbrechen. Sie sind da leider manchen »bürgerlichen Fluchtbewegungen« vergleichbar. Dieser Begriff, der meines Wissens zuerst in dem Fidus-Buch von Frecot/Geist/Krebs (*Fidus 1868-1948, zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen*, München 1972) verwandt wurde, hilft das Phänomen zu verstehen, dass

sich manchmal kleine Gruppen in ihrer Nische für weltentscheidend halten und deshalb gekränkt sind, weil man sie nicht genügend beachtet. Ulrich Linse hat in seiner Studie *Barfüßige Propheten – Erlöser der zwanziger Jahre* (Berlin 1983) für einige dieser »Bewegungen« herausgearbeitet, dass die wesentliche Maxime lautete: »Wandle dich zuerst, wenn du die Welt wandeln willst«. Für den Einzelnen mag es lebenswert sein, zuerst vor der eigenen Tür zu fegen; dennoch: Wer steht auf gegen Verbrechen in der Gemeinschaft? Dieser Frage haben sich allzu viele Menschen damals entzogen, und davon sind viele Anthroposophen leider nicht ausgenommen. Dass die Anpassungswilligkeit vieler Anthroposophen Rudolf Steiners Zielen direkt entgegenstand, dürfte – auch für Martins – unstrittig sein. Dies ist besonders fatal, da ja die Anthroposophie niemals für den Elfenbeinturm gedacht war, sondern für sozial heilsames Tun und weltgeschichtliche Wachheit.

Für dieses Versagen möchte ich noch etwas erwägen, was bei Martins anklingt, aber stärker gewichtet werden sollte. Es ist keine Entschuldigung, aber vielleicht erhellend: Die Anthroposophen hatten bis 1925 mit einem Rudolf Steiner zu tun, der ungemein impulsierend »Tochterbewegungen« in Gang setzte. Steiner meinte, er werde wesentlich länger leben, bis ca. 1950. Als er überraschend starb, entbrannte ein Kompetenzkampf all derer, die sich von Steiner für ihre jeweilige Mission besonders beauftragt fühlten. Das überforderte sie, so dass sie sich viel zu wenig mit der sogenannten »Außenwelt« beschäftigten. Die Dornacher Kämpfe und die Ausschlüsse von tragenden Mitgliedern lähmten die Verantwortungsfähigkeit. Da ist schwere Schuld entstanden, im anthroposophischen Bereich und auch gesamtgesellschaftlich. Man sollte Martins Buch lesen, auch wenn – und gerade weil – es beunruhigt.

Frank Hörtreiter

Labyrinth letzter Worte

ERNST JÜNGER: **Letzte Worte**, herausgegeben von Jörg Magenau, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2013, 245 Seiten, 22,95 EUR.

Dass der hochdekorierte Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs Ernst Jünger zugleich ein leidenschaftlicher Käferforscher war, der es zu einer beachtlichen Kollektion gebracht hatte, ist bekannt. Doch Jünger pflegte noch weitere Sammlungen, wie zum Beispiel Bücher, Muscheln, Schnupftabakdosen oder aber auch Sanduhren, die ihn zu seinem *Sanduhrbuch* (1954) inspirierten. In Jüngers Nachlass befindet sich zudem eine ausgedehnte Sammlung von Karten, in welchen er verschiedenste Bedeutungen von Farben festgehalten hat. Dass er eine Karteikartensammlung von »Letzten Worten« führte, ist an verschiedenen Stellen seiner Tagebücher *Siebzig Verweht* angedeutet.

Die Sorgfalt beim Erstellen dieser Karteikarten nach den Kriterien »Autor«, »Letztes Wort« und »Quelle«, sowie die Nachhaltigkeit beim Sammeln und Sichten belegen auch auf diesem Feld Ernst Jüngers Eigenschaften eines hellwachen und unvoreingenommenen Beobachters. In einem einleitenden Fragment »Letzte Worte« vom 8.2.1961 äußert sich Ernst Jünger zum Zustandekommen seines Vorhabens. Ihm ist sehr wohl bewusst, dass überlieferte Aussprüche, was die historische Genauigkeit betrifft, mit Vorsicht zu genießen sind. Aber es geht ihm bei dieser Sichtung um etwas anderes. Da der Tod bei Jünger nicht ein bloßes Ende des biografischen Lebens darstellt, sondern einen Übergang markiert, interessieren ihn die Umstände des Sterbens. Er erhoffte sich aufschlussreiche Details, die wie Bausteine zu einer Art von übergreifender Zusammenschau beitragen. Die perspektivische Weite des Forschers und Betrachters Ernst Jünger galt nie alleine den dinglichen Erscheinungen dieser Welt, sondern stets auch einer darüber hinausweisenden Transzendenz. Von den zusammengetragenen Überlieferungen »Letzter Worte« versprach sich Jünger mögliche Einblicke in ein Jenseits, das unser Verstand und damit auch unsere Sprache

keiner konkreten Verwaltung zu unterwerfen vermögen: »Vielleicht sind Rufe, Begrüßungen, Kommandos schon zu vernehmen, wenn die Anker gelichtet und die Taue gekappt werden, damit das Schiff die große Fahrt beginnen kann. Da lohnt es sich, durch die Unordnung und die Panik des Aufbruchs hindurch zu horchen für den, der früher oder später den gleichen Weg antreten, dasselbe Tor durchschreiten muss«.

Dass Texas als einziger US-Bundesstaat die letzten Worte und Wünsche von über 500 hingerichteten Verurteilten nicht nur detailliert auflistet, sondern auch frei zugänglich in das Internet stellt, hätte Jüngers Aufmerksamkeit auf sich gezogen und zugleich für Verwunderung gesorgt.

Die Bandbreite der zusammengetragenen Persönlichkeiten in Jüngers Karteikasten ist verblüffend. Neben bekannten Namen aus der Weltgeschichte, der Literatur, Politik und Philosophie überraschen auch außergewöhnliche Figuren mit ihren überlieferten Aussprüchen wie zum Beispiel »Cyrus Hall McCormick 1809-1884, Erfinder der Nähmaschine: ›It's all right. It's all right. I only want heaven‹. Le Comte«, oder »Königin Luise von Preußen 1776-1810: ›Herr Jesu, mach es kurz!‹ Dittmer, S. 221«.

Es finden sich Dokumente von Verstocktheit, wenn sich zum Tode verurteilte NS-Kriegsverbrecher zu Wort melden. Einen breiten Raum nehmen Hinweise auf sphärische Klänge, geweitete Räume, aber auch Verwunderung und Skurrilität ein. Wie das wirkliche Leben gestaltet sich offenbar auch das Sterben unvorhersehbar und in bunter Vielfältigkeit: »Sir Walter Scott 1771-1832, schottischer Dichter: Zu seinem Schwiegersohn: ›Mein Lieber, sei ein guter Mann.‹ Er starb ruhig, dass seine Umgebung ganz deutlich den Laut hören konnte, den er so sehr geliebt hatte, das leise Rauschen im Laub der Bäume«.

Aus einigen tausend Kärtchen hat der Heraus-

geber Jörg Magenau für das vorliegende Bändchen eine Auswahl zusammengestellt. In einem kundigen Nachwort ordnet er Jüngers Sammlung in einen kulturgeschichtlichen Rahmen ein, zumal Überlieferungen sogenannter »Letzter Worte« vor allem im 19. Jahrhundert einer positivistisch ausgerichteten Wissenschaft von Interesse waren. Spätestens seit seiner Doppelbiografie *Brüder unterm Sternenzelt* (2012) hat

sich Jörg Magenau einen Namen als Experte der Schriftstellerbrüder Ernst und Friedrich Georg Jünger gemacht.

Etliche Faksimileabdrucke der Karteikärtchen sowie ein ausführliches alphabetisches Personenverzeichnis belegen nicht nur eine sorgfältig aufbereitete Ausgabe, sondern erleichtern auch den Zugang zu diesem Labyrinth letzter Worte.
Volker Strebel

Ein Gewebe aus Bezügen

ROMAN EHRLICH: **Das kalte Jahr**, DuMont Verlag, Köln 2013, 252 Seiten, 19,99 EUR.

Ein hilfreicher und wichtiger Begriff des Seelenlebens des 21. Jahrhunderts scheint die Konstellation. Er hat verschiedene Bedeutungsebenen; eine davon berührt die Zusammenführung fiktiver oder realer Gestalten in Berichten und literarischen Erzählungen. Daniel Kehlmann brachte in seinem eleganten Bestseller *Die Vermessung der Welt* die Wissenschaftler Gauß und Humboldt zusammen, Christa Wolf lotete vor vielen Jahren in *Kein Ort. Nirgends* eine mögliche Begegnung zwischen Kleist und Karoline von Günderode aus. Die Figurenkonstellation in Roman Ehrlichs Romandebüt *Das kalte Jahr* ist vielschichtiger, dunkler und von eigenwilliger Brisanz: Ein junger Mann wandert im winterlichen Morgengrauen die Autobahn entlang aus der Stadt, sucht schließlich das Haus seiner Eltern auf, das irgendwo in Deutschland am Meer liegt, findet diese dort jedoch nicht vor, stattdessen öffnet ihm ein fremder schweigsamer Junge die Tür: »In meinem Rücken kippte schon die ganze Welt weg oder brach vielleicht sogar auf, öffnete sich dem Jenseitigen, das einen im Schlaf dann bedrängt mit wirren Bildern.«

Immer wieder denkt man: Was ist dies für ein seltsames Buch? Aber weil die Seltsamkeit unaufdringlich ist und der Ton nicht gewollt wirkt, liest man wie gebannt – und findet diese Tatsache bald nicht weniger auffällig. Denn der Stoff ist unzugänglich, atmosphärisch kühl, voller technischer Ingredienzien – der Ich-Erzähler beginnt im Ort in einem Fernsehladen

zu arbeiten –, manchmal voller albraumhafter, auch apokalyptischer Metaphorik und doch ganz realistisch dicht erzählt. So fahndet man zwischen den Zeilen nach Gründen für die Faszination, so wie der Erzähler nach Zusammenhängen fahndet zwischen Begebenheiten der jüngeren historischen Vergangenheit – meist des 19. Jahrhunderts –, der Existenz jenes Jungen und ihrer beider Begegnung.

Er beginnt dem Jungen Geschichten zu erzählen. Sie sind hineinmontiert in das Buch, teils (foto-)grafisch illustriert, und doch wie selbstverständlich eingebettet in den narrativen Strom. Es handelt sich vor allem um Naturkatastrophen und Auswandererschicksale.

Der Erzähler bemerkt, dass seine Empfindung dem Jungen gegenüber von einer Art Pflichtgefühl geprägt ist, obwohl ihm jener – er heißt Richard – misstrauisch, ja feindselig erscheint: »Ich habe die meiste Zeit in meinem Leben hauptsächlich damit zugebracht, absichtlich wegzuschauen und mich nicht von allem, was ständig um mich herum passierte, ... verwirren und zerstreuen zu lassen. Jetzt aber kam es auf das Schauen wieder ganz stark an. Und es war ein wachsames Schauen.«

Einmal beschreibt er, wie sie beide im Bett liegen, er unten auf der Couch, der Junge oben in seinem Zimmer: »Ich konnte ganz deutlich spüren, dass ein anderes atmendes waches Wesen im Haus war, das auch nicht herausfand aus seinem Bewusstsein.«

Der Autor ist an den Verwandlungsprozessen in-

teressiert, die ein Stoff durchmacht, wenn er von einem Medium in ein anderes transportiert wird – was auch immer es für ein Stoff ist. In diesem Kontext ist eine Passage aufschlussreich, wo der Ich-Erzähler dem Jungen ein Bild schildert, das er während der Arbeit im Fernsehladen gesehen hatte. In diesem Bild sitzt ein Mann vor einem Gemälde und betrachtet intensiv einen dort abgebildeten Jungen: »Der alte Adlige war ganz fasziniert von dem Bild, sage ich, und Richard starrt in die Flammen im Ofen, da war etwas an dem Jungen, das ihm sehr vertraut vorkam, die Bildqualität war leider zu schlecht, um auszumachen, ob sie sich wirklich ähnlich sahen, aber es muss eine Art von Gemeinsamkeit gegeben haben, sage ich ...«

Ob beabsichtigt oder nicht: So, wie diese Passage notiert ist, schillert das Wörtchen *ihm*. Die Zuordnung ist minimal unklar oder doppelt:

Kam *Richard* etwas an dem Jungen vertraut vor, im Hören, im inneren Visualisieren der Szenerie? Oder kam – was zunächst naheliegender ist – eben nur dem Adligen etwas an dem Jungen auf dem Bild vertraut vor?

In einem Gespräch mit seinem Lektor sagt der 1983 geborene Roman Ehrlich, dass ihn nicht »das Wiederauflebenlassen der Vergangenheit« interessiere, »sondern das Gewebe aus Bezügen, das uns heute noch mit dieser Vergangenheit verbindet«, die Hoffnung auch, »dass sich daraus vielleicht ein Verständnis der Gegenwart ableiten lässt. Und das wäre dann insgesamt auch eine Verweigerung zu akzeptieren, dass das ›aufregendere Leben‹ nicht mehr möglich ist. Wobei ich es vielleicht als ein anderes Leben bezeichnen würde.«

Andreas Laudert

Ein Stück deutscher Mentalitätsgeschichte

PER LEO: **Flut und Boden. Roman einer Familie**, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2014, 350 Seiten, 21,95 EUR.

Per Leo, Jahrgang 1972, erzählt die Geschichte seiner Familie in Form eines Romans, in dem er auch selbst eine wichtige Rolle spielt. So schildert er zu Beginn den Moment, in dem er als Student erfährt, dass sein 1993 verstorbener Großvater väterlicherseits, in dessen Haus in Bremen-Vegesack er als Kind und Jugendlicher verkehrt ist, ein überzeugter Nazi war, der als Abteilungsleiter im Rasseamt der SS »Rasseprüfer« ausbildete. Diese Erkenntnis stürzt den angehenden Historiker in eine tiefe Krise, aus der er sich dadurch rettet, dass er den Spuren seines Großvaters akribisch nachgeht, die geschichtlichen Zusammenhänge studiert und schließlich diesen Roman schreibt. Doch fällt er nun keineswegs in die Rolle des anklagenden Nazi-Enkels, der sich an der Vergangenheit abarbeitet, sondern nimmt den Leser mit auf eine sehr persönliche und abenteuerliche Entdeckungsreise durch die Familiengeschichte bis zurück ins 19. Jahrhundert. Neben den Archivalien und Gesprächen mit Familienmitgliedern spielen dabei Manuskripte der verschiedenen

Protagonisten eine wichtige Rolle, aus denen er immer wieder ausführlich zitiert. Im Mittelpunkt stehen besagter Großvater Friedrich und dessen ältester Bruder Martin, der einen ganz anderen Weg gegangen ist. Dabei gelingen ihm lebendige Menschenbilder, die nie zu Typen »verdünnt« werden, und es entsteht tatsächlich ein Stück deutscher »Mentalitätsgeschichte« (Gustav Seibt in der *SZ* vom 15.2.2014).

Trotz seiner Profession – er hat mit der Arbeit *Der Wille zum Wesen. Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft in Deutschland 1890-1940* (Berlin 2013) promoviert, ausgehend von Ludwig Klages Werk über Grafologie, das er im Nachlass seines Großvaters gefunden hatte – geht er in seinem Roman nie in die Distanz des Wissenschaftlers, sondern bleibt stets mit seinem »Gegenstand« in lebendiger Beziehung, und das berührt. Ihm gelingt das Kunststück, über die ihm verwandtschaftlich nahestehenden Menschen ganz ohne Hass oder Bewunderung zu schreiben und doch sehr persönlich zu bleiben – über den etwas

rohen und selbstbezogenen Nazi-Großvater ebenso wie den Großonkel Martin, einen feinsinnigen Naturwissenschaftler, Goetheanisten und schließlich auch Anthroposophen, den es in den Osten Deutschlands verschlagen hatte. Haupt- wie Nebenfiguren werden auf eine jeweils ihnen gemäße, teils liebevoll-ironische, manchmal auch durchaus auch drastische Weise geschildert, ohne sie je ihres Menschseins zu entblößen. So werden die Protagonisten immer zuerst aus menschlicher Perspektive beleuchtet. Eindrückliche Bilder gelingen Leo, wenn er z.B. den Großvater aus der Sicht von dessen ebenfalls sehr unterschiedlich geratenen Söhnen schildert, die dann für Momente selbst zu Hauptfiguren werden. Besonders vom ältesten Bruder seines Vaters, der alles andere als ein Intellektueller war, entsteht so ein anrührendes Porträt in Gesprächsform. Unter dessen Blickwinkel wird zugleich der Großvater noch einmal wie neu »erfunden«.

Eine hintergründige Hauptrolle, gewissermaßen die ganze Geschichte zusammenhaltend, spielt nicht ein Mensch, sondern das mit dem Leben der Familie aufs engste verknüpfte, großbürgerliche und turmbewehrte Haus am hohen Ufer der Weser in Vegesack, heute ein Stadtteil der Freien Hansestadt Bremen. Auf dem Turm stehend, erwacht hier der besondere Weltblick des jungen Martin. Hier fristet der Großvater sein mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gescheitertes Leben bis zum Tode, ohne auf einen eigenen Verdienst zurückschauen zu können. Und hier entdeckt der Student Per, als er seiner Großmutter beim Räumen des längst einer Bank gehörenden Hauses hilft, den »Giftschrank« des Großvaters mit einschlägigen braunen Schriften.

Das Haus gehörte den Schiffbaupionieren Lange, aus deren Familie die Mutter des Großvaters stammt. Und so spielen auch Schiffe immer wieder eine Rolle, bis hin zu den Modellbauten des in der DDR sozialisierten Cousin des Autors und dem Bild seiner eigenen dreijährigen Tochter.

Der mentalitätsbildende Hintergrund dieser Familiengeschichte ist aus der Sicht des Autors

der deutsche Protestantismus in seinen sehr verschiedenen Färbungen, und hiermit kommt doch so etwas wie eine historische Idee ins Spiel. Viele Leos waren früher Pastoren oder Lehrer. Der Urgroßvater des Autors verfasste für seine Söhne eine Art Lebensmaxime, ganz von idealem protestantischem Geist getragen. Und auch der Großvater versuchte sich auf diesem Felde, nun in unchristlich gewordener Religiosität; er landete schließlich bei den Unitariern, die auch eine protestantische Wurzel haben. Doch was dieser niederschrieb, erscheint Per Leo nur noch als hohle Phrase, die nun aber nahezu gewalttätig wird. Ganz anders wieder Großonkel Martin. Er verkehrte als Student in Marburg im Haus des weltoffenen, linksliberalen Theologieprofessors und Vertreters des Kulturprotestantismus Martin Rade. Hier lernte er nicht nur dessen Nichte kennen, die seine Frau wurde, sondern auch Friedrich Rittelmeyer, diesen wortgewaltigen protestantischen Prediger, der im September 1922 die erste Kultushandlung der mit Hilfe von Rudolf Steiner begründeten Christengemeinschaft vollzog.

Noch einmal: Per Leo arbeitet sich nicht in üblicher Weise an seiner Familiengeschichte ab. Das zeigt sich schon daran, wie er die Geschwister in den beiden Generationen, um die es in dem Buch geht, in ihrer großen Verschiedenheit charakterisiert, ohne sie jedoch zu beurteilen. Und er lamentiert auch nirgends über problematische Prägungen, die er selbst »erlitten« habe. Auch wenn die Krise, mit der alles begann, damit zusammenhängt, dass es sich um den eigenen Großvater handelt, verfällt er weder in eine positive noch eine negative Identifizierung mit seinen Vorfahren, sondern beschreibt die Menschen und ihre Beziehungen untereinander auf die ihnen je gemäße Weise, auch mit viel Witz und Humor. Wohl gerade dadurch kann er die Familiengeschichte in sein Leben integrieren, das ganz eigenständig an Fahrt gewinnt. Dies verleiht dem Buch eine erstaunliche Leichtigkeit und Freiheit, die ungemein anregend wirkt.

Stephan Stockmar

Geflügeltes Herz

KITO LORENC: **Gedichte**. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von Peter Handke, Suhrkamp Verlag, Berlin 2013, 123 Seiten, 13,95 EUR.

Zum 75. Geburtstag des hierzulande noch wenig bekannten sorbischen Dichters Kito Lorenc hat Peter Handke eine Sammlung der Gedichte im Suhrkamp Verlag herausgegeben und mit einem Vorwort versehen.

Kito Lorenc fängt den Leser mit seinem eigenen Zauber ein in die elementarische Landschaft der Sorben, die in der Lausitz leben. Die Sorben sind ein slawischer Volksstamm mit eigener Sprache und eigenem Brauchtum. Das heide-, seen-, moor-, wald- und bergreiche Land liegt im äußersten Osten Deutschlands und grenzt an Polen, im Südosten an Tschechien. Es bildet die Wasserscheide von Nord- und Ostsee. In unmittelbarer Nähe liegt Schleife (sorbisch Slepó, slawisch = Quelle). Hier wurde Kito Lorenc am 4.3.1938 geboren. Dasselbst betrieben Vater und Großvater eine Sägemühle als Sägemüller. Der Großvater Jakub Lorenc war bereits ein im sorbischen bekannter Schriftsteller mit dem selbst zugelegten Schreibnamen Zaleski (der hinterm Holz oder der »Hinterwäldler«).

Ein langes und zentrales Gedicht dieser Sammlung ist dem Kindheitsfluss »Die Struga« aus dem gleichnamigen Zyklus (1967) gewidmet, dem hier fast eine mythische Bedeutung beigegeben wird. Sie entspringt in Weißwasser und ist ein östlicher Zufluss der Spree. Im Gedicht »Die Struga« beginnt der Dichter mit der eigenen Kindheit, in der er Molche unter den Steinen ans Licht hervorholte und die Schattenzüge der Fische verfolgte. Im zweiten und mittleren Teil kommt es zur Klage: »Heimat, falsches / Schlaraffenland«, die einfallenden Enten sind geölt und die Struga ist zu einem stinkenden Abwasser geworden. »Das neue Bett-klaffend/ Hieb von rostiger Klinge/ durchs Brachland, Spur/ der Bagger noch in der welken Haut/ des Abraums.« Zugleich kommt es zu einer österlichen Erhöhung »eh die Sonne / dreimal hochsprang am Ostermorgen«. Der Übergang zum dritten Teil wird eingeleitet durch dröhnendes Glockenleuten des Kirchturms zu Schleife, »die-

ser urtümlichen Himmelsrakete. ... Die Struga/ in uns eine Saite, wie tönt sie. Ich geh/ sie zu stimmen, heut/ geh ich zur Quelle.«

Die Poesie des sorbischen Dichters Kito Lorenc überschlägt sich nahezu. Die einzelnen Wörter tanzen aufeinander zu und gehen dabei unerwartete Verbindungen ein. Mit geflügeltem Herzen stimmt er sowohl Loblieder als auch Trauergesänge an.

Ein Loblied auf die »Singende Amsel« ist an den Anfang dieser Sammlung gestellt. »Als die steinerne Stadt/ unter Sirenrufen/ ans Sonnenufer rollte« sah er sie in Frühe auf ihrem Mast: »... gelbe Flöte schwarzes Herz.« Er beschreibt noch das Schwingen des schwarzen Herzens und die Flöte aus gelbem Horn. »Kleines bebendes Herz, glüht rötlich/ durch dein schwarzes Gefieder,/ geflügeltes Herz,/ so zu singen/Angesicht in Angesicht: Sonne und Herz// Da flog sie auf:/ Sing, sing du« ruft der Dichter ihr nach.

Kito Lorenc ist ein Mitliebender und Mitleidender. Auf einer Waldwiese trifft er auf einen sterbenden Häher. Ihm schenkt er ein Grabmal im Gedicht. »Um ihn geht es, nicht um uns.// Immer geht es um die Liebenden oder Sterbenden, // in ihnen nur lebt die Welt ganz.«

Seit langem lebt Kito Lorenc in der Oberlausitz in Wuischke an der Schleife mit Blick auf den Berg Cornebóh (Schwarzer Gott/ »Schwarzer Bogen«). Dies liegt im Landkreis Görlitz, wo auch der Mystiker Jakob Böhme (1575-1624) gelebt hat. Kito Lorenc war zunächst Lehrer, studierte Slawistik, lehrte, war Mitarbeiter am Institut für sorbische Volksforschung in Bautzen und arbeitete als Dramaturg am Staatlichen Ensemble für sorbische Volkskultur. Er wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2012 mit dem Petrarca-Preis, die Laudatio hielt Peter Handke, dem wir auch die Entdeckung dieses Dichters verdanken.

Brigitte Espenlaub

Liebe, Welt und Leben

SIGRID NORDMAR-BELLEBAUM: **Aus den Wolken der Nacht – aus den Tagesbögen.** Ein Gedichtzyklus mit Bildern von Rosemarie Hülshoff-Kemper, Verlag Ch. Möllmann, Borcheln 2014, 12,50 EUR.

Zur Lektüre des neuen Gedichtzyklus von Sigrid Nordmar-Bellebaum sei ein Rat erlaubt. Dieses Buch ist keines für zwischendurch. Es verlangt Hingabe und Konzentration wie bei einer Meditation, an die diese manchmal breit, manchmal schmal angelegten Texte erinnern und ihre ernste Schönheit entfalten, Orte, an denen die existenziellen Fragen der Menschheit, Religion, Politik, Tod und Liebe, von der Dichterin zusammengeführt, auf ihre ganz eigene Art und Weise in der Gewissheit der mit der Anthroposophie Rudolf Steiners und der Christengemeinschaft verbundenen Autorin Antworten suchen und finden.

Die Versöhnung der Menschen mit Gott ist zum Lebensthema der Dichterin geworden, die, bedingt durch den Tod ihres Mannes, Paul Bellebaum, durch das Vermissen und das Fehlen seines körperlichen Daseins an den Rand wahrer Verzweigung geriet. Ihre Gedichte erzählen davon, aber auch davon, dass der verloren Gelaubte ihr nun nicht minder gegenwärtig in ihrem Fühlen und Denken begegnet auf geistiger Ebene. Diese Begegnungsstätte umschreibt sie mit der schönen Metapher »Lichtbrückenhaus«, in dem sie dank »Geisteskraft« »im todlosen Land« zusammen finden, »liebesvertieft«. »Geliebtester, Verstorbener, Du wieder neu Lebender«, betitelt sie ihn und weiß, dass der durch den Tod gegangene geliebte Mann eine neue, höhere Daseinsform einnimmt, nach der er sich schon im irdischen Leben sehnte. »Du, der Du Dich«, stellt die Dichterin fest, »lebenslang gesehnt hast/ nach tiefen// Erfahrungen mit Gott.«

Auch in den vorliegenden Gedichten ist der Tote, der lebt, der Dichterin wissender und liebender Begleiter und es zeugt von unverbrüchlicher und starker Liebe über den Tod hinaus, wenn die Dichterin schreibt: »Liebesvertieft komponieren/ unsere Augen Sternsymphonien.« Oder an anderer Stelle: »Deine wortlose Grübeleien/ Deiner Anwesenheit Licht/

begleitet mich und// die Dunkelheit Deiner Abwesenheit.« Ja, damit die Dichterin ihren »Dichtungsauftrag« nachkommen kann, wie sie schreibt, bittet sie: »Paul, Geliebtester/ durch den Tod hindurch Gegangener, leite mich.« So sind alle Gedichte in diesem Band Liebesgedichte von zeitloser Schönheit, aber nicht nur für den Partner, für die Menschheit schlechthin. In der »Jahreszeitenmelodie« hat die Dichterin ihren Gedichtzyklus komponiert und, wie oben gesagt, die großen Menschheitsthemen geschickt in ihre Texte hineingewoben nach der von ihr aufgestellten Prämisse: »(die) düsteren Probleme der Welt/ angehen in Sorgfalt und/ grenzüberschreitender Zusammenarbeit// einer bewegenden Menschheitspoesie.«

In diesem Sinne scheut sie sich nicht, den Finger auf die Wunden zu legen und diese konkret zu benennen: »z.B. in Syrien. Wer/ hegt Menschheitsgefühle, wer/ leidet mit den Todesopfern und den/ Angehörigen, den verschleppten,/ gefolterten Kindern, fragst Du mich.« Oder: »Wenn Todesnot Japan und / den Rest der Welt entsetzlich/ umdroht atomar.« Oder: »lass uns Wahlbetrügereien wie jetzt in/ Russland immer tiefer durchschauen.« Außer den politischen Themen wirkt auch der Respekt der Dichterin vor der Natur in ihre Gedichte hinein, die trotz grausamer Wirklichkeiten niemals ihren poetischen Atem verlieren. Hier sind Bäume und Blumen nicht nur schön anzusehen. Am Geschehen beteiligt handeln sie auch, »belebend das Roseninnere/ der Herzen mit Licht.« »Begonienfreunde, noch im/ Abenddunkel haltet ihr// die Lichterinnerung fest, weist hin/ auf die Lichtes Zukunft.«

Die Gedichte von Sigrid Nordmar-Bellebaum, das bleibt festzuhalten, sind etwas Besonderes. Sie beschreiben das Leben. Sie beschreiben die Welt. Sie beschreiben die Liebe und dass das Diesseits vom Jenseits nicht zu trennen ist. Dem muss man als Leser nicht folgen, wenn man anderer Meinung ist. Aber man kann sich

die Drei 7-8/2014

vorbehaltslos auf diese Texte einlassen, deren suggestive Kraft und Wahrhaftigkeit nicht zu leugnen sind, auf dem langen Weg, unsere Welt besser zu machen und zu befrieden, »aufnehmend die/ Tag und Nacht ziehenden/ Werdeschmerzen einer/ erfüllten Brüderlichkeit.« Und man darf beeindruckt sein von der Liebe der Dichterin und ihres Mannes, die glaubwürdig Zeugnis ablegt, dass sie über den Tod hinaus besteht. Es ist nicht unmöglich, dass

sie für den einen oder anderen ein Gefühl wie Besinnung impliziert: »Haltet an, wo lauft ihr// hin, der Himmel ist/in euch, sucht ihr// ihn anderswo, ihr werdet/ ihn verfehlen.«

Erwähnt sei noch, dass die Bilder von Rosemarie Hülshoff-Kemper den Gedichtzyklus kongenial und wesensverwandt begleiten. Es ist, als hätten Gedichte und Bilder zueinander gefunden, ohne lange suchen zu müssen. Chapeau!

Michael Starcke

Dichter in Russland sind mehr als Dichter

JOHANNA RENATE DÖRING: **Von Puschkin bis Sorokin. Zwanzig russische Autoren im Porträt**, Böhlau Verlag, Köln 2013, 360 Seiten, 24,90 EUR.

Fjodor Dostojewski und Alexander Solschenizyn starben in ihren eigenen Betten. Das war anderen bekannten russischen Autoren nicht vergönnt, deren Leben in der Fremde, beim Duell, durch Selbstmord und im Straflager endeten. Aber die Biografien auch dieser beiden waren durch und durch von widrigen Umständen geprägt – ein zu Straflager umgewandeltes Todesurteil, Geldmangel, Süchte und Leidenschaften beim einen, Kriegsteilnahme, Gulag, Krebserkrankung, Verbannung, Ausweisung, Emigration und Rückkehr bei dem anderen. Diese Lebensläufe sind spannend, sogar atemberaubend spannend. Und sie sind bedeutungsvoll, weil sie nachhaltig die Rezeption der Texte beeinflussen. Den Lebensäußerungen von Dichtern, sprachlichen und biografischen, wird in Russland eine besondere Rolle zugeschrieben, weit über das literarische Geschehen hinaus.

Das Buch der Münchner Slavistin Johanna Renate Döring greift die Frage nach Leben und Werken auf eine erfrischende Weise auf. 20 Autorinnen und Autoren werden nach ihren Geburtsjahren hintereinander geordnet vorgestellt. Uns wird dabei keine Galerie von Ölgemälden präsentiert, sondern Porträtskizzen, Imaginationen, in denen gleichermaßen liebevoll biografische, literarische und historische Details zusammengetragen wie auch charakteristische Eigenheiten prägnant aufgezeigt werden.

Dazu passt, dass das Buch ohne Illustrationen auskommt, die Vorstellungen werden durch Worte erzeugt, die verschiedene Sinne anregen. Das können ekphrastische Beschreibungen sein: Mal wird der Ausdruck eines Schriftstellers (Maxim Gorki) auf einem gemalten Porträt beschrieben, mal ein Bild, das einer Autorin (Ljudmila Petruschewskaja) einen Initiationsaugenblick ermöglichte. Manche Autoren stellt Döring mit einem ihrer Gedichte vor (Anna Achmatowa mit dem »Neujahrs Gedicht 1913«), oder mit ihm oder ihr gewidmeten Versen (Alexander Solschenizyn durch »Für Alexander S. zum 65. Geburtstag« von Heinrich Böll). Zahlenspielerisch zieht sie historische Sachverhalte zur Verdeutlichung der Lebensthemen heran: So die Aufhebung der Leibeigenschaft 1861 und die Revolution von 1905 ein Jahr nach Anton Tschechows Geburt und ein Jahr nach seinem Tod. Oder die Geburt Anna Achmatowas ein Jahr vor Boris Pasternak, zwei vor Ossip Mandelstam und drei vor Marina Zwetajewa, die verbunden mit der Anzahl der Jahre, die sie die anderen drei Dichter überlebte, deutlich macht, welch ausgedehnte Lebensspanne mit dem Leid des Jahrhunderts gefüllt wurde. Das Porträt Dostojewskis wird von Schilderungen des beunruhigend ungeklärten Todes des Vaters und der Ermordung zweier Zaren gerahmt. Ohne auf umfangreiche Analysen zum Problem der Vätertötung eingehen zu müssen, stellt Dö-